¹⁰ ERNST WEIL: Zum Ulmer Holzschnitt im XV. Jahrhundert. In: Gutenberg-Jahrbuch 1932, S. 123–124.

¹¹ Siehe HANNS BOHATTA: Katalog der Inkunabeln der Fürstlich LIECHTENSTEINischen Fideikommiss-Bibliothek und der Hauslabssammlung. Wien 1910, Nr. 351 und The ROSENWALD Collection. Washington 1954, Nr. 77 sowie GOFF 5-334.

¹² Die sogenannten Losbücher des ausgehenden Mittelalters sind Wahrsage- und Orakelbücher, bei denen man mit Hilfe von Würfeln, Drehscheiben und dergleichen sein Los zog. Aus dem 15. Jahrhundert sind uns solche Losbücher sowohl in Handschriften als auch in Drucken überliefert. Die meisten gehören bereits der scherzhaften Gattung an, bei der das Enthüllen der Zukunft nur noch als Unterhaltungsspiel gedacht war. Die Geschichte der Losbücher ist von JOHANNES BOLTE mehrfach untersucht worden: Deutsche Losbücher. In: GEORG WICKRAMS Werke. Hrsg. von JOHANNES BOLTE. Bd. 4, Tübingen 1903, S. 309–341 (BOLTE 1) sowie Zur Geschichte der Punktier- und Losbücher. In: Jahrbuch für historische Volkskunde Bd. 1, 1925, S. 185–214 (BOLTE 2). Siehe auch den Artikel «Losbücher» von BOEHM in Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrsg. von H. BÄCHTOLD-STÄUBLL Bd. 5, 1932/33, Sp. 1386–1401 mit weiteren Literaturangaben. Neuerdings hat KARIN SCHNEIDER in der Faksimileausgabe «Ein Losbuch KONRAD BOLLSTATTERS aus Cgm 312 der Bayerischen Staatsbibliothek München», Wiesbaden 1973, vor allem auf die handschriftliche Überlieferung aufmerksam gemacht.

¹³ DINCKMUTS Type 1 ist in Originalgröße abgebildet bei PETER AMELUNG: KONRAD DINCKMUT, der Drucker des Ulmer TRENZ. Kommentar zum Faksimiledruck 1970. Dietikon-Zürich (1972), Abb. 2.

¹⁴ Dieses Fragment (VB 2653) befindet sich heute in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin (Sign.: Inc. 2653). Glücklicherweise ist eines der beiden erhaltenen Blätter das Schlußblatt mit dem voll fir-

mierten Impressum DINCKMUTS vom 28. Juni 1490. Das Fragment enthält zwar keinen Holzschnitt, aber es ist anzunehmen, daß DINCKMUT auch diese Ausgabe mit den Holzschnitten der Ausgabe von 1482 versehen hat. Siehe zu diesem Losbuch auch BOLTE 2 (s. Anm. 12) S. 200 und 207–208 (mit Abdruck des Texts des Fragments).

¹⁵ Sämtliche Holzschnitte sind abgebildet bei ALBERT SCHRAMM: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 6: Die Drucke von KONRAD DINCKMUT in Ulm. Leipzig 1923, Abb. 6–22. Im folgenden werden die einzelnen Holzschnitte nur nach SCHRAMM zitiert.

¹⁶ Das DINCKMUT-Losbuch von 1482 entspricht den von BOLTE (BOLTE 1, S. 326–329) als Fassung T bezeichneten Losbüchern, die zur scherzhaften Gattung von Losbüchern gehören. Diese Fassung ist außer in den beiden Ulmer Inkunabeln in zwei Handschriften und einem weiteren Frühdruck (C 3636) mit verschiedenen Varianten (in der Abfolge der Namen und der Namen selbst) überliefert.

¹⁷ An dieser Stelle möchte ich meinem Kollegen HELMUT CLAUS in Gotha herzlich danken, der mich bei einem Besuch in der Deutschen Staatsbibliothek auf diese Sammelbände aufmerksam machte. Ebenso möchte ich den Kollegen von der Deutschen Staatsbibliothek sowie dem Kollegen HELMUT URBAN in München für die Beschaffung der Negative für die Abbildungen von Herzen Dank sagen.

¹⁸ Die Zahl der ELCHINGER-Drucke wird sich mit Sicherheit noch stark erhöhen. Neun Drucke wurden in diesem Beitrag erwähnt. Mir sind bereits neun weitere unfirmierte Einblattdrucke bekannt, die zwar mit Holzschnitten anderer Provenienz versehen sind, sich aber aus anderen Gründen ELCHINGER zuschreiben lassen können. Überraschenderweise sind darunter auch einige Einblattdrucke, die man bisher als Ulmer Drucke des 15. Jahrhunderts ansah. In einem der nächsten Bände des Gutenberg-Jahrbuchs werden wir darauf eingehen.

Mörikes Verhältnis zu Hölderlin

Adolf Beck

Bezauberung und Grenze des Verstehens

OSKAR RÜHLE

zum 75. Geburtstag in herzlicher Freundschaft

Wird der geneigte Leser, der stolze Landsmann und fromme Verehrer MÖRIKES Anstoß nehmen, wenn ausgerechnet in der «Schwäbischen Heimat» und ausgerechnet im MÖRIKE-Jahr dem Weine der Verehrung ein kleiner Schuß Wasser zugesetzt wird? Getrost, der Wein soll nicht verwässert werden. Es geht im Folgenden nicht um das Verhältnis der Dichtung MÖRIKES zur Dichtung HÖLDERLINS; das würde Bogen füllen und den ganzen Komplex: MÖRIKE und das Wachstum seiner Lyrik – GOETHE – Romantik – Biedermeier aufrollen. Es geht um MÖRIKES Einstellung zu HÖLDERLINS Dichtung, um die Art ihrer Aufnahme und Beurteilung, um ihr «Erlebnis».

Als MÖRIKE 1822 ins Stift kam, war HÖLDERLIN seit 1807 in der bescheidenen, doch treuen Pflege der Familie ZIMMER am Zwingel überm Neckar. Wie mancher andere Stiftler, und mancher freie Student, besuchte er gelegentlich den Kranken in sei-

nem kleinen, geweißneten amphitheatralischen Zimmer¹ mit der schönen Aussicht ins Steinlachtal und auf die Alb. Hie und da begleitete er WILHELM WAIBLINGER, den es schon von Stuttgart aus, Anfang Juli 1822, zu dem genialischen Hölderlin¹ zog, den dann der Mensch faszinierte, der «Hyperion» berauschte und der etwa fünf Jahre danach, aus römischer Ferne, eine eindringliche Beschreibung des Kranken, eine scharfe Schilderung seiner Physiognomie und seines Gebarens gab². Von MÖRIKE gibt es eine solche nicht, und sicher hat er 1828 eine Bitte seines nach Dresden entwichenen Stiftsfreundes WILHELM NAST, ihm zu einer Charakteristik HÖLDERLINS, UHLANDS und KERNERS, zu der ihn TIECK aufgefordert habe, einige Umriss seiner Physiognomie beizusteuern³, schon aus Zartgefühl, und weil ihm das nicht lag, nicht erfüllt. Dafür hat er Unmittelbareres, Wertvolleres bewahrt. Am 27. Juli 1823 führte er zwei Freunde aus seiner Heimatstadt, die ihn von Stuttgart her besuchten, den genialischen RUDOLF LOHBAUER und den Lithographen JOHANN GEORG SCHREINER, einen geschickten Zeichner, zu HÖLDERLIN⁴: *nachher zeichneten sie, gleichsam wehmütig spie-*

lend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier, den ich noch verwahre.

Nochmals, 1826, führte MÖRIKE den Zeichner zu HÖLDERLIN, und nochmals fertigte dieser ein Profilbild des Dichters⁵ – zwar nicht im unmittelbaren Anschauen der Person, doch gleich nachher aus frischester Erinnerung gemacht . . . in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen.

Auch dieses Bildchen ist erhalten. (Übrigens ließ der Versuch, ihn im unmittelbaren Anschauen zu konterfeien, den Kranken, jedenfalls in den zwanziger Jahren, in furchtbarem Zorn, mit verzerrten Zügen aufahren: dies bekam FR. TH. VISCHER nach eigenem Bericht bei einem Besuch mit einem Künstler, der ihn zeichnen wollte, zu spüren⁶. Sollte diese Aversion frühes Symptom seines in den Jahren um 1840 offen ausbrechenden Wunsches sein, nicht er selbst, nicht HÖLDERLIN zu sein, sondern SCARDANELLI, BUONAROTTI, SALVATOR ROSA?)

Es gibt kein Zeugnis, daß von den Gedichten HÖLDERLINS – die ja bis zur UHLAND-SCHWABSchen Sammlung 1826 in Almanachen und Taschenbüchern verstreut und versteckt waren – etwas dem werdenden Dichter vor seinem Eintritt ins Stift und seiner Freundschaft mit WAIBLINGER nahe kam. Als ihm aber etwas nahe kam, waren es Gedichte aus den Jahren der Krankheit, Handschriften des Dichters, ihm von WAIBLINGER geschenkt und wahrhaft ein Heiligtum – sehr schöne Gedichte, Rätsel des Wahnsinns, aber sie lassen den schönsten Sinn teils erraten, teils haben sie ihn offenbar. So MÖRIKE 1832, in einer Niederschrift: «Erinnerungen an Erlebtes» (die uns noch beschäftigen wird)⁷. Die beiden Gedichte sind alkäische Oden, ohne Überschrift. Das eine beschwört, Jahrzehnte überfliegend, den Schatten DIOTIMAS, die zum Dichter spricht – wir zitieren die ersten zwei Strophen –⁸:

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,
Ich dir noch kennbar bin, die Vergangenheit,
O du Teilhaber meiner Leiden!
Einiges Gute bezeichnen dir kann,

So sage, wie erwartet die Freundin dich?
In jenen Gärten, da nach entsetzlicher
Und dunkler Zeit wir uns gefunden?
Hier an den Strömen der heiligen Urwelt.

Der Anfang des andern Gedichtes⁹:

Wenn aus dem Himmel hellere Wonne sich
Herabgießt, eine Freude den Menschen kommt,
Daß sie sich wundern über manches
Sichtbares, Höheres, Angenehmes:

Wie tönet lieblich heilger Gesang dazu!

Wie lacht das Herz in Liedern die Wahrheit an,

Daß Freudigkeit an einem Bildnis –

Über dem Stege beginnen Schafe

Den Zug, der fast in dämmernde Wälder geht . . .

MÖRIKE schrieb das Gedicht mehrmals ab, veröffentlichte es 1859 als «Reliquie von HÖLDERLIN» und erklärte, man dürfe es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand¹⁰. Triftig hebt er die bezaubernde Lieblichkeit hervor, wohl zu Unrecht aber deutet er dann als Krankheitsspur das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion, bei dem Eintreten des landschaftlichen Bildes: dem so scharfen wie reizvollen Bild vom Zug der Schafe läuft die Vorstellung Bildnis vor: daß dem Herzen Freudigkeit an einem Bildnis – wie dem der ziehenden Schafe – ersteht. Das ist doch wohl legitimes Anakoluth.

Eine kleine Episode zeigt, wie die Ode dem Dichter zum inneren Besitz wurde. KLARA MÖRIKE am 1. Mai 1840 an KONSTANZE HARTLAUB¹¹: Nach einem Besuch von Schöntal wanderte man den Berg hinauf (die jedem Schöntaler Seminaristen vertraute Honigsteige). Eduard und ich hörten hart neben uns auf der waldigen Seite . . . das sanfte Rauschen eines Stromes; wobei mich Eduard an ein Gedicht von Hölderlin erinnerte – bereits aus seiner spätern, wahnsinnigen Zeit. Was den Bruder daran denken ließ, war das sanfte Rauschen: am Schluß der Ode heißt es:

Gewässer aber rieseln herab, und sanft
Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag.

Das Haften zauberhafter Züge im empfänglichen, sensiblen Sinne: das gehört zu MÖRIKE.

Die Mitteilungen über die beiden Oden sind aus Erinnerung und Rückschau gemacht. Noch in Tübingen aber wurde für MÖRIKE bezauberndes Erlebnis der «Hyperion», der 1822 in 2. Auflage erschienen war. Mittelbar, doch beredt bezeugt das ein Brief des Vikars vom 11. Mai 1827 an seinen Freund JOHANNES MÄHRLIN, – ein rechter Frühlingsbrief¹²: Du wirst Dich derzeit häufig ins hohe Gras legen und die liebe Sonne an Dir saugen lassen und Dich von Maikäfern einsummen lassen. Weißt noch, wie wir vor zwei Jahren in der Nähe der Allee mit dem Hyperion lagen?

Noch fünf Jahre später, aus Ochsenwang am 21. Mai 1832¹³, erinnert MÖRIKE, kürzlich von einem hastig-süßen Frühlingsfieber befallen, den Freund daran, wie sie einmal vor der Allee in Tübingen, unter Schlüsselblumen und Maikäfern, den Hyperion lasen. Zauber des Frühlings und Zauber der Dichtung: hier verschmolzen sie wohl.

Schon 1824 aber – im Jahr der Trennung von WAIBLINGER und Peregrina – schrieb MÖRIKE seinem Freunde LOHBAUER einen (verlorenen) Brief, dem «Hyperion» vorausging. Der Brief war Absage an überschwängliche, schrankenlose Liebe, wie der ungestüme Freund sie meinte – Absage aus religiösem Gewissen, aus Liebe zu Ihm, zu CHRISTUS. Dafür bot MÖRIKE Freundschaft: *Willst Du mein Freund sein?*, so fragte er, wie LOHBAUER zitierend seine Antwort anhub. MÖRIKES eine Grenze ziehender Brief löste einen leidenschaftlich-chaotischen Erguß aus, an dem auch die starke Berührung durch «Hyperion» teilhatte¹⁴.

Gestern, als ich kaum Hyperion angefangen hatte – da riß michs auf einmal auf in plötzlicher – Trunkenheit und ich schrieb Folgendes an Dich – Komm wieder her! Laß Dich an meine Brust reißen . . . – ewig – Ach! zusammen erkennen, finden wir gewiß das Höchste das höher als alles Andere – sei es was es sei – Ich will jetzt nichts haben als Dich – . . . Was soll ich tun? was willst Du tun, daß wir immer beisammen sind – Auch Kauffmann muß her – Der ist Alabanda und ich und Du Hyperion – Laß uns hinaus miteinander, laß uns nach Griechenland – gewiß ich denke jetzt nicht an Hyperion – und wenn es sein soll, so können wir ja Deinen Christum predigen –

Das klingt nach flüchtigem Rausch und wars wohl auch. Im Februar 1840 notierte LOHBAUER ein Gespräch über «Hyperion» mit MATTHIAS SCHNECKENBURGER, einem Kompromotionalen MÖRIKES und WAIBLINGERS, Theologie-Professor in Bern, wo auch der politische Flüchtling LOHBAUER nach schweren Jahren einen Lehrstuhl – für Kriegswissenschaft – erhalten hatte¹⁵. *Ich sagte ihm, daß ich kürzlich wieder hineingesehen, und die Sprache noch schön, aber die Gedanken doch hinter uns liegend gefunden. Er lächelte und sagte: Es ginge mir gleich; ich vermöchte jetzt nicht mehr hineinzulesen, was uns damals in Tübingen berauschte. So wird das Leben ernster . . .* Man mag von der leicht banausischen Distanzierung der beiden Männer von ihrer begeisterten Jugend absehen. Jedenfalls: Um 1824 war in Tübingen ein, sei es auch nicht großer, Kreis von Stiftern und anderen Studenten, der sich an «Hyperion» begeisterte, berauschte: vorab WAIBLINGER, der sich beim Lesen durch und durch geschüttelt fühlte; neben ihm LOHBAUER, SCHNECKENBURGER, wohl MÄHRLIN, offenbar auch ERNST FRIEDRICH KAUFFMANN, den sich LOHBAUER in dem Brief an MÖRIKE als Alabanda vorstellte.

Und MÖRIKE? Sein Hyperion-Erlebnis war mehr Bezauberung als Berauschung. Auch bei ihm aber trat Ernüchterung ein: Entzauberung. Eingangs der

erwähnten «Erinnerungen an Erlebtes», am 7. April 1832, schrieb er¹⁶: *Ich will bei Gelegenheit dem liebenswerten, lange noch nicht genug erkannten Dichter Fried. Hölderlin ein kleines Denkmal stiften und über die Schönheiten wie die Fehler Hyperions etwas dabei sagen. Das Denkmal ist nicht ausgeführt worden. Vermutlich hat MÖRIKE die UHLAND-SCHWABSche Gedicht-Ausgabe von 1826, ohne die es kaum auszuführen war, 1832 gekannt, wohl eher besessen (erwähnt wird sie von ihm erst 1853). – Ein lange noch nicht genug erkannter Dichter: immerhin lagen seit 1827/28 die einfühlsamen Aufsätze GUSTAV SCHWABS und ACHIMS von ARNIM, auch der des weithin gehörten WOLFGANG MENZEL vor. ARNIM hatte (ähnlich wie KERNER brieflich schon 1820) HÖLDERLIN den größten aller elegischen Dichter der Deutschen genannt. In MÖRIKES Notiz ist das Beiwort liebenswert nicht eben aussagemächtig, doch mag das in einer Skizze hingehen. Aufhorchen läßt aber die Wendung: über die Schönheiten wie die Fehler Hyperions. Ein, wenn auch dürftiger, Ersatz für das Denkmal ist nun der nur sechs Wochen nach der Skizze geschriebne Brief an MÄHRLIN vom 21. Mai. Nach der schon angeführten Erinnerung an die Lektüre des «Hyperion» heißt es¹⁷: *Ich sehnte mich wieder nach dem lang nicht gesehenen Buche und verschrieb mir augenblicklich. O welch ein sinnbetäubender Dampf und Blumengeruch der Vergangenheit stieg mir entgegen! . . .**

Erinnerung also, sinnbetäubend, überfällt den Wiederlesenden, – Erinnerung wohl an alles, was mit der Lektüre von einst zusammenhing: der Kranke – Peregrina – WAIBLINGER – LOHBAUER – Orplid, dazu vielleicht Erinnerung an das Erwachen großer Lyrik mit dem wahrhaft herrlichen Gedicht «An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang». Erinnerung: man denkt an den zauberhaften Schluß des (vier Jahre früher entstandnen) Gedichtes «Im Frühling»: *Mein Herz, o sage, Was webst du für Erinnerung In golden grüner Zweige Dämmerung? – Alte unnennbare Tage!*

Abermaliges Lesen aber bringt den Umschwung: *Als ich ihn wieder vornahm, ward ich bei all seiner Herrlichkeit nur um so mehr betrübt durch das unausweichliche Gefühl von Schiefheit im ganzen Sütjet, in der Anlage, ja zum Teil in der Darstellung des Hauptcharakters, dem, an sich rein elegisch, . . . ganz heterogene Bestrebungen von Größe aufgebürdet werden. Am Ende sieht das Ganze doch nur wie ein rührendes Zerrbild aus, lauter einzelne unvergleichlich wahre und schöne Lyrika, ängstlich auf eine Handlung übertragen . . . Man fühlt sich ergriffen, wie mit Götterfingern plötzlich an der leisesten Seelfaser berührt, kräftig erhoben und dann wieder so krank, so pusillanim, hypochondrisch und elend, daß von dem,*

was eigentlich Berufaller, auch der tragischen Dichtung ist, jede Spur vertilgt wird. Hinzu kommt dann noch . . . die eigene Verstimmung, die ein halbes Kunstwerk, das, mit mehr Grundsatz und Überlegung gedacht, so leicht hätte ein ganzes sein können, auf unsere kritische Natur ausübt.

Eine vernichtende, durch die Zugeständnisse wie bei all seiner Herrlichkeit kaum gemilderte Schärfe des Urteils vom künstlerischen, psychologischen, wirkungsästhetischen Gesichtspunkt aus. Kein Wort von ADAMAS und DIOTIMA. Kein Wort von der Fülle tiefer und schöner Gedanken, die von mehreren, auch kritisch eingestellten Zeitgenossen gerühmt wird. *Heterogene Bestrebungen von Größe*: MÖRIKE denkt wohl an DIOTIMAS Wort: *Du wirst Erzieher unsers Volks, du wirst ein großer Mensch sein*, und an Hyperions Teilnahme am Befreiungskampfe, mit der Losung: *Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben . . .* Sein Charakter ist aber von Anfang an nicht rein elegisch. – Die Wirkung des Werkes auf den Leser, abwechselnd erhebend und niederdrückend: ähnlich, nur schärfer urteilte schon etwa fünf Jahre früher WAIBLINGER in seinem HÖLDERLIN-Aufsatz¹⁸: *Trotz der allebendig schönen Bilder . . . ist der Geist dieses Romans oder vielmehr dieser Sammlung lyrischer Gedichte eine tiefe unheilbare Krankheit, . . . eine wunde Sentimentalität, eine schwarze Melancholie und eine unselige Verkehrtheit . . .*

MÖRIKE sieht den Berufaller, auch der tragischen Dichtung – daß nämlich der sie Erlebende kräftig erhoben werde – verfehlt. Wie steht es damit in seinem eigenen Roman, der im selben Jahr 1832 ans Licht trat, besonders an seinem Schlusse? Und ist ›Hyperion‹, eine Frucht jahrelangen Ringens und Reifens, wirklich ohne Grundsatz und Überlegung gemacht und daher nur ein halbes Kunstwerk? Moderne Interpreten sehen es anders.

So ungefähr sahen die Fehler Hyperions aus, auf die MÖRIKE in jenem Denkmal hinweisen wollte. Bezauberung klingt nach, wird jedoch überwogen von kritischer Nüchternheit. Es war, soviel bekannt, die letzte Äußerung über den Roman. Danach vergingen sechs Jahre, ehe MÖRIKE wieder von HÖLDERLINS Dichtung sprach: in seinem Cleversulzbacher Tusculum, kurz nach Empfang von Papieren HÖLDERLINS – darüber nachher –, im Briefwechsel mit HERMANN KURZ¹⁹, der Ende April 1838 in COTTAS Morgenblatt einen z. T. befremdlich und überheblich verständnislosen Aufsatz über HÖLDERLINS Gedichte unterbrachte, wovon MÖRIKE schon vor dem Druck erfuhr. Zum Dank für eine Gabe schickte er ihm jene ihm als Reliquie des Kranken doch teure Zeichnung von LOHBAUER-SCHREINER. Wichtig ist in den paar Briefen, die von HÖLDERLIN

reden, nur der MÖRIKES vom 26. Juni. Er sendet KURZ in Abschrift ein seltsames Fragment christlichen Inhalts: Freundschaft, Liebe, Kirch und Heilge, Kreuze, Bilder, Altar und Kanzel und Musik. Es tönet ihm die Predigt. Die Kinderlehre scheint nach Tisch ein schlummernd müßig Gespräch für Mann und Kind und Jungfrau, fromme Frauen; Hernach geht er, der Herr, der Burgersmann und Künstler Auf Feldern froh umher und heimatlichen Auen, Die Jugend geht betrachtend auch. Hinterhältig fragt MÖRIKE: Was sagst Du zu der Schilderung? und bemerkt: Das von der Kinderlehre klingt beinah diabolisch naïv, so rührend es gemeint sein mag. Er teilt dann die bekannte zweistrophige Ode ›An Zimmern‹ mit, die endet mit dem Verse: *Dädalus' Geist und des Walds ist deiner*²⁰.

Nun hatte KURZ am 18. Juni aus HÖLDERLINS ›Rhein‹, ohne Namen und Titel, die tiefsinnige 8. Strophe abgeschrieben, worin es heißt:

Denn weil

Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht
Ist, daß sein eigenes Haus
Zerbreche der . . .

Die höchste Ironie gibt es doch nur an der Grenze des Wahnsinns, so bemerkte KURZ dazu; MÖRIKE aber erwidert mit einem Bekenntnis: *Jene Idee von den sterblichen Gefäßen göttlicher Wahrheit hat freilich auch für mich einen erschütternden Ausdruck in den bewußten Versen.*

Hier spricht aus dem Turmhahn-Dichter, dessen große Lyrik allgemach – bis auf Ausbrüche wie ›Erinna an Sappho‹ – versiegt, wahre Ergriffenheit. Kommt sie aus augenblicklichem Erlebnis der Verse oder aus längerer Vertrautheit mit ihnen, mit der ganzen Rhein-Hymne (von deren einer Handschrift MÖRIKE ein Blatt, unbekannt seit wann, ohne jene Verse, besaß)? Der Wortlaut erklärt sich in der Hinsicht nicht eindeutig. (WOLFGANG MENZEL hatte in seiner, MÖRIKE wohl bekannten, Besprechung der Gedicht-Ausgabe von 1826, im Literatur-Blatt zum Morgenblatt, den ›Rhein‹ *das gewaltigste und schönste Gedicht der ganzen Sammlung* genannt und Strophe 2–5, nur sie, zitiert.)

Wir haben in MÖRIKES Brief den Anfang des Abschnitts über HÖLDERLIN übergangen: *Ich habe dieser Tage einen Rummel Hölderlinischer Papiere erhalten, meist unlesbares, äußerst mattes Zeug.*

Die Papiere kamen am ehesten von HÖLDERLINS Schwester in Nürtingen, die MÖRIKE dann 1843 besuchte. Sie sind an sie zurückgegangen oder verschollen. Wüßten wir nur, was sie enthielten außer

jenem *Fragment christlichen Inhalts* und dem Gedicht *«An Zimmern»* –, was MÖRIKES Urteil hervorrief! Hymnische Entwürfe und Bruchstücke? Gedichte aus der Krankheit im Erker dort am Neckar? Sachen, wie sie WAIBLINGER 1822 von den ZIMMERS erwähnt hörte und z. T. erhielt²¹: von *einem schaudervollen Unsinn, der aber dann und wann einen unendlich sonderbaren Scheinsinn hat?* Für MÖRIKE 1838 jedenfalls ein *Rummel . . . , äußerst mattes Zeug*: ein Wort, noch wegwerfender als zwei Jahrzehnte später das Wort von dem *Wust dieser traurigen Spätlinge*. In den summarischen, wenn das Wort erlaubt ist: obenhinigen Worten verrät sich eine Grenze des Verstehens, besser: der Bereitschaft und Bemühung zu verstehen, in Dunkles einzudringen.

Nach den Briefen an KURZ wird es wieder an fünf Jahre still, bis zu MÖRIKES Bericht vom 6. Februar 1843 an WILHELM HARTLAUB²² über einen Besuch bei HÖLDERLINS Schwester in Nürtingen, vier Monate vor dem Tod des Kranken, den er seit 1826 nie mehr sah. Die Schwester schickt ihm auf seine Bitte *einen großen Korb mit Manuskripten Hölderlins* in sein geheiztes *oberes Stübchen* bei der Frau Stadtschreiberin, *zu ungestörter Musterung*, nur hie und da unterbrochen durch *eins der Mädchen . . . mit dem Strickzeug*. Eine reizvolle Schilderung, echt MÖRIKE: *Da saß ich ganz allein . . .* Er gibt dann eine Übersicht über den Bestand, den er in den paar Stunden sicher nicht genau mustern konnte; sein Augenmerk galt offenbar vornehmlich den Gedicht-Handschriften, über deren Lesarten, *reinliche Um- und Abschriften* er Triftiges sagt, mit der Bemerkung, SCHWAB habe die *Redaktion nach eben diesen Papieren besorgt, . . . mit feinem Sinn*. Er fand auch eine Spur von DIOTIMAS Hand. Zuletzt: *Besonders rührend waren mir so kleine verlorene Wische aus seiner Homburger und Jenaer Zeit, die mich unmittelbar in sein trauriges Leben und dessen Anfänge versetzten*.

Zwischen der Erwähnung des Mädchen-Besuchs und der Übersicht aber schreibt MÖRIKE: *So eine Ableitung war nötig, sonst könnte man vor solchen Trümmern beinahe den Kopf verlieren*. Gewiß, er übersieht nicht *reinliche Um- und Abschriften*. Aber zumindest das spätere Werk, wie es da handschriftlich vor ihm liegt, kommt ihm als ein Trümmerhaufen vor. UHLAND hatte, schon 1827, im Rückblick auf die *Durchforschung* der gleichen Papiere von der *Lava dieser Hinterlassenschaft* gesprochen²³; er hatte aber wohl an die einstige Glut der nun erstarrten und zerbröckelten Masse gedacht. Bei MÖRIKE steht doch wohl das Wort von den *Trümmern* seinen Worten von dem *Rummel* und dem *Wust* nahe.

Im April 1847 schrieb MÖRIKE HARTLAUB von der HÖLDERLIN-Ausgabe CHR. TH. SCHWABS, *deren Re-*

daktion . . . mehrfach getadelt werde. *Der mitgeteilten vielen Briefe wegen aber sollten wir das Buch doch auch bekommen*²⁴. Daß dies geschehn, ist aus einem Indiz erschließbar. Die Begründung läßt vorwiegend biographisches Interesse vermuten (in den Rezensionen der Ausgabe wird meist der besondere Wert der hier zuerst gebotenen Briefe betont), und ferner darauf, daß die Gedicht-Ausgabe von 1826, die 1843 wiederholt wurde, den Freunden zur Hand und ihnen vertraut war.

Was danach noch kommt, ist, mit zwei Ausnahmen, Nachklang. Der Autographen-Liebhaber bringt zahlreiche Handschriften HÖLDERLINS an sich; er versieht sie großenteils mit einer (zuweilen datierten) Echtheitsbestätigung und förmlicher Unterschrift, so auch das erwähnte Blatt aus der Rhein-Hymne; er vergibt sie also wieder, und er verschenkt, ein fast Siebzigjähriger, zwei annähernd fünfzig Jahre gehütete *Reliquien*²⁵. Er teilt, wie erwähnt, 1859 das liebliche Gedicht: *Wenn von dem Himmel . . .* mit, 1863 das SCHREINERSche Profilbild²⁶ und das Gedicht *«An Zimmern»* (mit Erklärung), schon 1853 aber – dies die eine Ausnahme – die schöne Ode *«An eine Verlobte»*, aus der ihm von HÖLDERLINS Schwester geschenkten Handschrift der unbekanntes Braut, fraglos nur *von Hölderlin, . . . aus seiner besten Zeit*, von MÖRIKE *als eine wehmütige Gabe rein und hell gediegener Poesie vorgelegt*²⁷, – und 1856 – die andere Ausnahme – *ein abgerissenes Stück vom ersten Entwurf eines der vorzüglichsten Gedichte Hölderlins, eine Reliquie, in einer ganz genauen Abschrift mitgeteilt*²⁸. Eine sog. diplomatische Abschrift also. Eine solche nun hatte MÖRIKE schon am 26. März 1847 HARTLAUB zugesandt²⁹: *Hierbei erhältst Du . . . die Abschrift des schönsten Hölderlinschen Gedichts mit allen wesentlichen veränderten Stellen des ersten Entwurfs nach seiner Handschrift. Es wird Dich unterhalten, in die Entstehung des Stücks hineinzusehen, wie es sich nach und nach gereinigt hat, Gedanke und Ausdruck immer klarer und kräftiger wurde*. Hier wie dort war es die Ode *«Heidelberg»*. Das *schönste Hölderlinsche Gedicht*: man mag dem Schöpfer so manches schönsten Gedichtes zustimmen, mit dem Zusatz, daß das Urteil auch für andere Gebilde HÖLDERLINS von gleicher Schönheit und Vollendung gelten darf und muß. Das Urteil sagt ebenso viel über die Art von MÖRIKES Schönheits-sinn wie über die Schönheit der Lyrik HÖLDERLINS aus. Es ist auch ein Gegengewicht gegen die nüchtern-allzunüchternen Urteile über *«Hyperion»* und die *traurigen Spätlinge*.

So erscheint MÖRIKES Einstellung zu HÖLDERLIN als zwiespältig. Daß ihm HÖLDERLIN als großer Lyriker galt, das zu betonen wäre trivial; diese Einsicht

teilte er mit seinen Landsleuten UHLAND und KERNER, GUSTAV und CHRISTOPH SCHWAB sowie mit den «Ausländern» ARNIM und BRENTANO, GÖRRES und MORIZ CARRIERE, der HÖLDERLIN kurz vor dessen Tod den *größten Elegiker, der je gelebt*, nannte. Doch eben ein Urteil wie dieses drängt die Frage auf, wo für MÖRIKE die dichterische Größe HÖLDERLINS lag, worin sie bestand. Gerechte Antwort ist schwer. Um von «Hyperions» *Herrlichkeit*, doch Mangel an *Grundsatz und Überlegung* zu schweigen: der Lyriker in *seiner besten Zeit* (ein Vorbehalt, der in zeitgenössischen Wertungen mehrfach laut wird) zeitigte sehr schöne, *schönste* Gedichte, und MÖRIKE wußte, was schön ist. Und doch fällt in seinen zahllosen bekannten Freundesbriefen kein Wort über so großartige, geist- und seelenvolle Gedichte wie «Menons Klagen um Diotima», «Die Herbstfeier» («Stuttgart»), «Die Nacht» (die damals allein bekannte erste Strophe von «Brot und Wein»), die BRENTANO *das liebste Gedicht* war und *magische Gewalt* über ihn hatte; kein Wort über den «Archipelagus», der den besonnenen UHLAND zu dem Ausruf hinriß: *ein herrliches Gedicht!*; über Gedichte der schmerzlich-innigen Liebe zum Vaterland und der Ergriffenheit vom Sturm der Zeit wie «Gesang des Deutschen» und «Der Zeitgeist»; über Oden der Helas- und der Heimat-Liebe. Sie alle, außer dem «Gesang des Deutschen», den erst der junge SCHWAB 1846 ans Licht brachte, standen seit 1826 in den Ausgaben UHLAND-SCHWABS und CHRISTOPH SCHWABS. Auch wenn das Schweigen nicht ein unbedingtes *argumentum ex silentio* ergibt, bleibt es eigenartig. Mit ziemlicher Sicherheit darf vermutet werden, daß MÖRIKE an drei großen Schöpfungen der ersten Jahre nach 1800, von denen zwei nebst dem «Rhein» schon in die Ausgabe von 1826 aufgenommen waren, das dritte in der von 1846 gleichsam nachgetragen wurde, vorbeigesehen hat. Es sind die hymnischen, eigenrhythmischen Gesänge «Die Wanderung», «Andenken» und «Palmos». Den letzten hatte ARNIM schon 1828 in seinen «Ausflügen mit HÖLDERLIN» fein- und tief sinnig gewürdigt; von «Andenken» hob WOLFGANG MENZEL 1847 wenigstens das *schöne Landschaftsbild* der ersten zwei Strophen aus, das der Dichter *aus dem südlichen Frankreich* mitgebracht habe. GUSTAV SCHWAB allerdings hatte 1827, seine und UHLANDS Ausgabe besprechend und darin zu einer Würdigung HÖLDERLINS ausholend, die Gesänge «Andenken» und «Die Wanderung» *mitten unter den erhabensten Gedanken und Bildern* gezeichnet gesehen durch *Spuren sichtbarer Geistesverwirrung*, und WAIBLINGER hatte ihm in seinem Aufsatz zugestimmt. MÖRIKE kannte die Schrift; ob auch die eben

erwähnten Rezensionen, steht dahin. Gerade «Die Wanderung» aber darf man, um sein Wort über die Ode: *Wie wenn vom Himmel . . . anzuwenden, ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen*, was HÖLDERLIN nach 1800, und überhaupt, gedichtet hat; man denke nur an die Eingangsverse: *Glücklich Suevien, meine Mutter . . .* und an den Schluß, die Einladung an die *Grazien Griechenlands: Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist, Zu uns ihr kommet, ihr Holden!*

MÖRIKE, so dürfen wir wohl sagen, machte gleichsam halt bei vollendeten Gedichten HÖLDERLINS wie «Heidelberg» und auch «An eine Verlobte», Gedichten vornehmlich in der Odenform; er ließ sich aber – zum Glück für seine Lyrik – nicht verleiten, diese Form zu pflegen, er blieb dem Gesetz, wonach er angetreten, sowie dem Vorbild GOETHE und der Romantik treu. Er liebte und bewunderte Gebilde der genannten Art, in denen *rein und hell gediegne Poesie* war, – in denen war, *was schön ist: selig scheint es in ihm selbst*. Es gibt aber neben der *hell gediegne Poesie* wohl eine *dunkel gediegne*, die vielleicht aus dem Dunkel über sich hinausweist, vielleicht in die Zukunft der Menschheit und die Zukunft der Poesie. Im Miteinander oder Nacheinander beider Arten liegt die Größe HÖLDERLINS als Lyriker. MÖRIKES Größe war die Seelenhaftigkeit und Musikalität des Wortes.

Anmerkungen

Die meisten Zitate stehen in der Stuttgarter HÖLDERLIN-Ausgabe und werden nach ihr, in moderner Orthographie, angeführt, und zwar, wo keine Bandzahl angegeben, nach Bd. 7, 3: Dokumente (LD) 1822–1846 – der Zeitraum, zu dessen Anfang MÖRIKE und WAIBLINGER dem kranken HÖLDERLIN nahten und in dem das Verständnis seiner Dichtung sich allmählich vertiefte und verbreiterte. – Nur von größeren Stücken werden die Zeilen des Zitats angegeben.

Die zwei im Text erwähnten Zeichnungen des kranken HÖLDERLIN sind abgebildet in dem Bande: HÖLDERLIN, eine Chronik in Text und Bild, hrsg. von ADOLF BECK und PAUL RAABE, Insel Verlag 1970, S. 319 und 323, sowie in dem Insel Taschenbuch 83: HÖLDERLIN, Chronik seines Lebens mit ausgewählten

Bildnissen, hrsg. von ADOLF BECK, 1975, S. 201 und 203.

¹ LD 470 Z. 19; Z. 5 – ² LD 499: «H.s. Leben, Dichtung und Wahnsinn» – ³ LD 500 – ⁴ LD 481 – ⁵ LD 482 – ⁶ LD 490 – ⁷ LD 481 – ⁸ Bd. 2, 262 f. – ⁹ Bd. 2, 269 f. – ¹⁰ LD 483 – ¹¹ LD 546 – ¹² LD 497 – ¹³ LD 524 – ¹⁴ LD 484 Z. 81–101 – ¹⁵ LD 486 – ¹⁶ LD 481 – ¹⁷ LD 524 – ¹⁸ LD 499 Z. 290–296 – ¹⁹ LD 536 – ²⁰ Bd. 2, 271 – ²¹ LD 470 Z. 69–71 – ²² LD 613 – ²³ Bd. 7, 2, LD 468b Z. 7 f. – ²⁴ Ungedruckt, in der Württ. Landesbibliothek. – ²⁵ LD 482b – ²⁶ LD 482a – ²⁷ Bd. 2, 32 und 448 f. – ²⁸ Dt. MA, hrsg. v. CHR. SCHAD, Jg. 6, 1856 – ²⁹ Briefe, hrsg. v. FR. SEEBASS, Tübingen 1939, S. 626.